

48]

## Mafia.

[Nachdruck verboten.]

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Als Pamfo zu früher Morgenstunde nach Hause kam, um zu Bett zu gehen, verrichtete er wie gewöhnlich seine Andacht auf dem Bette kniend vor einem Madonnenbilde, das an der gegenüberliegenden Wand hing; und wie er so dalag, die Gedanken erfüllt von der Madonna und Carmela, da war es, wo ihm plötzlich eine Idee kam, die eines weit größeren Geistes würdig gewesen wäre.

Seine Madonna war kein Kunstwerk; Calogero hatte immer gesagt, sie schiele. Große Wunder hatte sie ja auch nie verübt, aber Pamfo hatte doch an sich selbst erfahren, daß sie ihm in vielen schwierigen Fällen mit einer nicht gewöhnlichen Kraft beigestanden hatte. Darum traf es ihn plötzlich wie eine göttliche Eingebung, daß sie, Pamfos Madonna, Carmela heilen könnte.

Je länger er grübelte, desto wahrscheinlicher erschien ein solches Mirakel in seinen Augen. Er konnte nicht einschlafen — lag nur und dachte an Don Gerlandos glänzendes Geschäft und an all das, was der Apotheker nun verdienen würde. Seine Gedanken wurden kühner und tummelten sich mit immer größeren Geldsummen. Eine Madonna, die Wunder tun konnte — verflucht noch mal, das war ja ein Vermögen! Wie er Letterio und seine Freunde dann zum besten haben wollte . . . und Calogero . . . und die ganze Stadt!

Nach dieser langen Reise kehrten seine Gedanken mühsam zum Ausgangspunkt zurück. Die Sache war eben die, daß vorläufig noch das Wunder fehlte. Das war das einzig Unangenehme.

Und nun kam die Idee: wie, wenn man diesem Wunder ein bißchen nachhilfe? Das war doch so einfach, wie ein Kolbussei aufzustellen.

War Carmela vor Schreck krank geworden, mußte sie wohl auch vor Schreck gesund werden können.

Er stand auf und suchte den Schulmeister auf.

Und ehe sie schieden, hatten sie ein düsteres Stomplott geschmiedet.

Drei Abende später war es Vollmond.

Er stand am Himmel und neigte sein gedankenvolles Haupt über einen Anblick von schier unbeschreiblicher Frechheit.

Dicht vor der Kirchhofmauer — eine Viertelmeile Wegs unterhalb der Stadt — lag Carmela ausgestreckt im Grabe, die Köde über die Hüften geschürzt und entleerte ihre feurige Seele in einer fortlaufenden Kette von Gebeten. Auf den Knien, über sie gebeugt, lag Pamfo und rieb die lahme Hüfte mit einem Ernst, als reiche diese einzige Tätigkeit hin, seine schwarze Seele zum ewigen Heil zu führen. Oben auf der weißgetünchten Friedhofmauer war eine kleine Lampe angebracht, über welcher Pamfos Madonna hing, die schiefen Augen voll Aergernis gen Himmel hebend.

Innerhalb der Mauer hatte sich der Schulmeister versteckt. Das wußte Pamfo, Carmela aber nicht.

Da auf einmal erscholl ein geradezu satanischer Spektakel vom Friedhof her. Man hörte ein Krachen wie von einer Bombe, die explodiert, und zugleich ein Prusten und Pischen, als seien alle Höllengeister losgelassen worden. Während eines Erdbebens konnte es nicht ärger prasseln und tosen.

„Sol Dich der Satan!“ schrie Pamfo, und im selben Augenblick sah er Carmela, mit den Augen aus dem Kopfe und der Zunge aus dem Halse wie ein Unwetter der Straße zu jagen, kreischend wie ein erschreckter Pfau.

„Jetzt ist der Geist herausgefahren!“ sagte Pamfo zu Calogero, der eben über die Mauer kletterte. Mit einem Griff rettete er seine Madonna und schoß dann der Besessenen nach, bis er sie weit oben auf der Straße einholte. Unmählich gelang es ihm, sie zu beruhigen. In ihrem Schreden hatte sie die Hauptsache vergessen! Sie konnte laufen! Die Hüfte war gesund! Das Wunder war geschehen!

Als dies Carmela erst klar geworden war, fiel sie abermals aus dem Gleichgewicht, aber diesmal nach der anderen Seite: sie küßte Pamfo, wie sie noch nie einen Mann geküßt

hatte. Sie wurden in dieser zärtlichen Szene unterbrochen durch den bösen Geist Calogero, der ganz zufällig, arglos und unwissend die Landstraße dahergeschlendert kam. Sogleich erhielt er den ganzen Bericht und seinen Anteil an Tränen-ergüssen und Umarmungen.

Nach dieser ersten Entladung zogen die drei jubelnden Apostel Arm in Arm mit langen Schritten zur Stadt, um der Welt das neue Wunder zu künden. Der erste, der herausgetrommelt wurde, war der Wirt der kleinen Kneipe beim Tore, die Carmela einmal gemietet hatte. Bald nachher sammelten sich die Böllner; sie hatten beim Stadttor geschlafen, wurden aber sofort lebendig. Dann kamen einige Nachbarn und hoben ein Geschrei an, daß die Leute längs der ganzen Gasse die Fenster öffneten, in der Meinung, es gebe Mord oder Feuersbrunst.

All dieser Spektakel bewog Pamfo, sich reichlich mit Wein zu versehen und wieder in die Campagna zu ziehen. Er erklärte dem Wirt, wo die Leute sie finden könnten, und alle drei schüttelten wieder den Staub von den Schuhen.

Auf dem Wege erklärte Pamfo der jubelnden Carmela, wie das Wunder sich vor ihm abgepielt habe. Er habe den ganzen Himmel offen gesehen und die Engel singen hören, o so schmetternd, wie kleine Vögelein. Dann habe die Madonna an der Wand freundlich gelächelt und Rosen in Carmelas Schoß geworfen, und da war sie gesund. Eine der Rosen habe er aufgehoben. Und hier sei sie.

Carmela hatte das Ganze etwas anders in Erinnerung, aber sie war so erschrocken gewesen, so ganz außer Fassung, daß es kein Wunder war, wenn die Einzelheiten sich in ihrem Gedächtnis ein wenig verwischt hatten. Während nun Pamfo den tatsächlichen Verlauf der Sache berichtete, stand das ganze mit einer erstaunlichen Klarheit vor ihrer Erinnerung.

Sie setzten sich in einen Graben nieder, hängten die Madonna auf einen Heckenpfahl und zündeten die Lampe für sie an. Nun war es Zeit, zu trinken und lustig zu sein.

Die Jöhle wahrte jedoch nicht lange. Zuerst kamen die gläubigen Böllner dahergestelzt, nachdem sie die Nachtwache unter sich verteilt hatten. Dann kam der Wirt mit einem Faß Wein auf einem Handkarren; und dann kam einer nach dem anderen, Bauern und Bäuerinnen, Handwerker und Bergleute. Bald war es eine ganze Schar, und gegen Morgen wurde das Gewühl so dicht wie an einem Markttag.

All diese boshaften Frauen, die sonst geringschätzig auf Carmela herabzublicken pflegten, schlossen nun einen Kreis um sie, bemächtigten sich ihrer, und sie ward nicht müde, den verzickten Seelen alles zu erzählen, was ihr geschehen war, besonders den ergreifenden Zug mit dem Engelgesang und der Rose, die sie immer noch als sichtbares Zeichen aufbewahrte.

Drüben in dem anderen Graben saß Pamfo und trank über seine Kräfte. Er trank, bis er zuletzt überschwänglich selig wurde und nicht ahnte, was er selbst sagte. — — —

Am nächsten Tage wurde Pamfos Kammer ausgeräumt und mit Blumen geschmückt. An der Wand hing die wunder-tätige Madonna, die sich von so heftiger Anziehungskraft erwies, daß die Carabinieri bei der Türe Wache stehen mußten und die Leute nur in kleinen Gruppen hereinließen, um das Haus vor der Gefahr eines Einsturzes zu schützen.

Denselben Tag ging Pamfo zu Don Gerlando und bewog ihn, sich mit dem neuen Unternehmen zu alliieren, das Mirakel in Stil zu bringen und ihm die Sanktion des Bischofs zu verschaffen, der sich persönlich überzeugte, daß Carmela hüpfen und springen konnte.

Nun galt es bloß, ein kleines Fest für die neue Madonna zu arrangieren, um ein bißchen Profit aus ihr herauszuschlagen. Auch auf diesem Gebiet gab Don Gerlando diskrete Ratschläge, wogegen Pamfo ihm ebenso diskret einen gewissen Prozentanteil vorschlug.

Reich an Ideen, wie Pamfo in dieser Zeit war, kam er auf den guten Gedanken, seine Madonna zur Schützerin aller derer zu machen, die in Liebe gesündigt hatten — im weitesten Sinne.

Es war die anständigste Sünde, auf die Pamfo verfallen konnte, und — die einträglichste. Allerdings war die eheliche Treue groß, das war sie unzweifelhaft; aber im Geheimen wußte er, daß Eheleute sich mitunter irgendeine kleine Pikanterie erlauben, die nicht in allerstrengster Ueberein-



Stimmung mit den apostolischen Forderungen der Reichtümer steht — und die sich zu verjagen doch so bitter hart ist. Aber wenn Pamfos Madonna sich einer Sünderin wie Carmela angenommen — und welche Meisterstücke an Pikanterie hatte sie nicht geleistet! — wen gab es da im Grunde noch, der nicht auf Gnade rechnen konnte?

Pamfo selbst ging umher und sammelte für das Fest. Er wußte recht gut Bescheid, welche Treppen abzunutzen er am besten tat, und die kleinen Frauen kniderten nicht mit ihrem Nadelgeld. Aber er brauchte es ja auch niemandem zu sagen, wenn er eine große Opfergabe erhielt! In wirklich religiösen Häusern bekam er sowohl vom Herrn wie von der Frau — von jedem separat. Des einen Hand sah nicht, was die des anderen gab. Von Don Gerlando erhielt er einen auf eine Messe lautenden Bon nebst seinem Segen; denn der Priester glaubte aufrichtig und demütig an die Wunderkräfte der Schieläugigen.

Und ein Fest bekam sie, Pamfos Madonna, das seinesgleichen suchte: gesungene Messe in der Pfarrkapelle und Gratis-Schokolade daheim bei Pamfo, Sackwettkampf und Efelwettkampf, Aufsteigen von Leuchtballons, Konzert und abends Feuerwerk.

Den langen Schulmeister sah man nicht viel, aber Pamfo fuhr den ganzen Tag in der Droschke umher und war betrunken von frühmorgens an. Er war der populärste Mann der Stadt.

Es war ein Fest und eine Herrlichkeit, von der die Madonna sich nie hätte träumen lassen. Sie war ursprünglich für zwei Soldi (10 Pf.) gekauft worden.

In einer späten Nachtstunde beförderte Pamfo mühsam seine Beschreiber die öde Gasse hinab auf den Heimweg. In seinem schweren Hirn nagte nur ein einziger Gedanke: was in aller Welt er anstellen sollte, um den langen Galeerensträfling um seinen Anteil an dem Ertrag zu pressen?

Während er an eine Hausmauer gelehnt verschnauzte, fiel sein Blick auf ein jämmerliches Kreuzifix, das ihm gegenüber hing. Es hing noch da seit der Zeit, da dieses Haus ein Kloster gewesen war, und besaß von altersher den Ruf, Diebe und Spießbuben zu beschützen. Darum war es im Lauf der Zeiten nie reicher geworden — es wurde von seinen eigenen Klienten bestohlen.

Pamfo hatte eine eigene Verehrung für dieses Kreuzifix. Er küßte unwillkürlich den Hut, aber vielleicht etwas kameradschaftlicher als sonst.

„Küß das Händchen!“ sagte er. Dann segelte er weiter.  
(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## 10) Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

„Ja, aber ein genialer Kopf mit vielen Auswegen, Du —“  
„Jetzt spielst Du auf mich an,“ entgegnete er zitternd vor Erregung, — „Du hältst mich für so ein fensterloses Haus mit allerhand zweifelhaften Geschichten auf dem dunklen Bodenraum. Aber zwischen rechtschaffen und rechtschaffen ist nun zufälligerweise ein Unterschied. — Man trägt eine Spießbürgerrechtschaffenheit zur Schau — oder man ist rechtschaffen im Verhältnis zu seiner Idee! Und da besteht die Rechtschaffenheit im Ausscharen, bis den anderen die Augen dafür aufgegangen sind: im übrigen, meine liebe Vera, wußte ich nicht, daß ich etwas Unehrlisches mit mir herumtrüge. Und wenn Du ahnest, für was für einen gräßlichen Spießbürger Du Dich jetzt erzeigst! Dieser El ist die Klarheit und talentvollste und größte — Mittelmäßigkeit, nicht nur in dieser Stadt, sondern vielleicht im ganzen Lande! Deswegen ist er auch schon jetzt mit kaum dreißig Jahren Wortführer der Stadt und Vertreter all ihrer Mittelmäßigkeit. Ich sehe sehr wohl, daß er mein Segner werden wird — — Ich sehe es, — ja, ich sehe es! — Seine eminente Klarheit wird bald ausfindig machen, daß an mir alles Tand und Trödel ist — — Aber dann soll er auch der erste sein, dessen Nacken ich — — Ueberhaupt, Vera, Du mußt Dich recht bald entscheiden, wohin Dein Vertrauen neigen wird, — nach seiner Seite oder nach der meinen, — wenn unsere Freundschaft nicht zum Teufel gehen soll! — — Also Du — also Du“ — er sandte ihr einen wütenden Blick zu, — „Du sagst Dein Vater bent undert ihn?“

„Ja, — und ich muß Dir sagen, ich auch. Ich finde sogar, daß er ein sehr liebenswürdiger Mensch ist. Man hat bei ihm ein so wohlthuendes Gefühl, daß alles offen in der Sonne daliegt.“  
„Der? — der Mann im Glashauss! der — — Ich schwöre Dir, ich will ihm alle Fensterheben zertrümmern, so daß Du den „Liebenswürdigen“ vor lauter Glasplittern gar nicht mehr sehen

kannst! Und sage mir jetzt, gestehe jetzt — bist Du heute hierher gekommen, um mit Mutter oder Sölvi zu reden, oder war es nicht im Grunde, um mich von dem Maller abzuwenden und zu diesem garantierten Sicherheitsloch von Menschen hinüber zu bugfieren?“  
„Lieber Faste, bedenke doch, Du bist nicht schlau, höchstens aus Versehen einmal,“ neckte sie. „Aber der Maller ist es.“

„Du hältst es für unerlässlich, daß mir einer die Angellaken durch die Nase zieht, wie? Ich danke bestens, ich werde meine Schneeschuhe schon allein den Berg hinab dirigieren! Hast Du den Mut, mit hinten drauf zu stehen und den Sprung zu wagen, Vera?“ — kam es plötzlich glühend heraus. „Du hast Deinen Hut so eigenartig mutig aufgesetzt, — es ist ein Flug, eine Fahrt —“

„Eben noch sollte unsere Freundschaft zum Teufel gehen, und nun —“

„Guh! diese spöttische Art und Weise — — als läge etwas von diesem verdammten stillen Marcellas unten aus der Stadt hinter allem, was Du sagst! — — Ach, nein, Du — — ach nein, — Du — — sei ruhig und gib nicht immer und ewig acht auf diese „Grenze“. Wenn ich Dich zu etwas Großem auffordere, so wird es absolut sofort zustande kommen — ach nein. Ach nein, Du — es gibt eine weit höhere, herauschendere Freude für hoch angelegte Geister — — Wer sich mit einer Idee herumträgt, dem brennt etwas anderes in den Adern als Verliebtheit und Liebesgeschwätz und Damenklatsch. Dachte etwa Napoleon oder einer von den großen Männern an dergleichen, — ehe sie fertig waren und die Tür zum Ballsaal öffnen und sagen konnten: — „Meine schönen Damen, darf ich bitten!“ Als ob einem Manne in der Stunde der Entscheidung Herz und Sinn an ein paar Haarflechten hängen bleiben könnten!“

„Ja, ja,“ unterbrach ihn Vera, — „kurz und gut, ich will nicht hinten auf Deinen Schneeschuhen stehen. Ich gehe jetzt hinein und warte auf Sölvi.“

„Ach, Vera — so geh' doch nicht fort, geh' nicht fort, hörst Du — — Aber was ist denn das? Du hast doch nicht etwa Tränen in den Augen? Was soll das bedeuten? Habe ich etwas Dummes gesagt? Habe ich Dich verletzt, Dich, die allerletzte in der Welt, die ich betrüben wollte! — Du begreift doch wohl, daß ich zu Dir als Geist und nicht etwa als Weib mit allen meinen Angelegenheiten gestücht bin?“

„Qua, — qua? — — Qua was für was, Du —“

„Ich verführe Dich, Vera, —“ brauste er auf, — „Du hast Augenblicke, wo Du die Schönste in der ganzen Stadt bist, fast so schön, wie Mutter, wenn sie so recht ergriffen ist!“

„Danke, Faste, das Kompliment wird mich wohl nicht eitel machen, Deine Mutter ist nun bald 60 Jahre alt.“

„Ich sage Dir, es ist das, was von innen herausleuchtet, was mich so anzieht, bei Dir. Ich glaube wirklich, für mich würde nichts Reiz haben, — zum Teufel auch! — wenn Du nicht wärest. — — Im übrigen weißt Du, das, was man im allgemeinen unter Frauenschönheit versteht —“

„Sölvi, Sölvi!“ rief Vera plötzlich durch das Gartengitter hinaus. „Nun hab' ich hier wenigstens eine halbe Stunde gestanden und Kirschen gegessen und auf Dich gewartet. Ich wollte fragen, ob Du heute abend zu uns kommen möchtest? Konsul Rosenquist und Franziska haben sich angemeldet, dann hat Vater seine Whistpartie —“

„Und Du bist hange, daß Dir Franziska ihre alte Liebesgeschichte zum fünfstenmal andertreiben könnte,“ lachte Sölvi.

„Uebrigens sind nur noch Balborg und Dina Dreber da und —“

„Und Doktor Falkenberg und einige andere junge Leute,“ ergänzte Faste.

Sölvi verschwand wie ein Blick durch die Haustür.

Vera sah ihn ganz verdußt und verständnislos an.

„Liebe Vera, Du mußt Doktor Falkenberg einladen. Ich bitte Dich herzlich darum!“

Vera sah aus, als suche sie den Mond: „Ja, was Du nun vorhast, Faste —“

„Ach Du, wenn Du ahnest, wie lieb ich Schwester Sölvi habe, wie es mich betrüben würde, wenn sie um das Märchen ihres Lebens betrogen werden sollte — — Sie hat einen solchen Glauben an die Menschheit gehabt, war so voller Vertrauen, so voller Vertrauen! Und jetzt — — Ich habe sie blutige Tränen weinen sehen! — Das verstand ich Efel erst hinterher. Aber, wem Gehör fehlt, der kann ein ganzes Konzert aus dem Taft bringen.“

„— — Ich glaube, Faste, Du hast recht mit Deiner Vermutung, daß Falkenberg auch kommt,“ — flüsterte Vera.

„Also dann erwarte ich Dich heute abend, Sölvi!“ rief sie zum Fenster hinauf und verschwand durch die Gartentür.

Während der Nachmittags dahinschlief, sah Faste in Hemdsärmeln oben aus der heißen Mansardenkammer, machte Entwürfe und rechnete. Von Zeit zu Zeit, wenn er etwas abgeschlossen hatte, trat er in das kleine, geöffnete Fenster und schmetterte ein paar Takte einer Melodie so plötzlich vor sich hin, daß der Star vom Dache herunterflog — —

Die Schatten erstreckten sich länger und länger über die Erde, und gegen fünf oder sechs Uhr fing es an, ein wenig zu wehen und ganz erfrischend abzukühlen. — —

Da kam Sölvi, zur Gesellschaft geschmückt, in hellem Sommerkleide,



Sie wählte und suchte in einem Rosenbeet, wohl um eine Blüte zu finden — so eine recht auserwählt schöne, die sie in den Gürtel stecken wollte. — — —

Faste stand mit dem Opernglas am Fenster und sah über die zerstreuten Dächer der Stadt hinab und über den mit Fahrzeugen gefüllten Hafen. — — —

Das war die Stadt, die er erobern wollte.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Schönheitsbegriff im Maschinenbau.

Im allgemeinen herrscht die Vorstellung, daß im Maschinenbau keine Schönheitsregeln Geltung haben; der Endzweck einer Maschine sei ihr Nützlichkeitswert und ihre Gebrauchsfähigkeit; rein künstlerische Momente könnten also dabei keine Berücksichtigung finden.

Diese Annahme trifft in vollem Umfange jedoch nicht zu. Wenn z. B. eine Dampfmaschine tadellos arbeitet, in allen ihren Teilen sorgfältig und zweckmäßig durchkonstruiert ist und in sauberster Ausführung hergestellt wurde, dann kann der zünftige Maschinenbauer beim Anblick eines solchen Fabrikates eine ähnliche Freude haben, wie der Kunstfreund vor einem gut ausgeführten Kunstwerk. Auch im Maschinenbau haben sich Kunstformen herausgebildet. Eine Maschine ist dann konstruktiv verfehlt und unschön, wenn alle die Erfahrungssätze unberücksichtigt blieben, die die Praxis gelehrt hat.

Der Maschinenbau hat, durch harte Betriebsbedingungen gezwungen, lernen müssen, seine Formen immer weitgehend dem jeweiligen Zweck anzupassen und alles das wegzulassen, was für die bestimmte Aufgabe entbehrlich war. Von James Watt rührt das Wort her, es sei schon viel erreicht, wenn man erst erkannt habe, was man weglassen kann. Der heutige Konstrukteur, der ängstlich alles Ueberflüssige zu vermeiden sucht, steht auf demselben Boden wie Watt, dessen Maschinen damals ebenso Zweck, Material und Herstellung zum Ausdruck brachten, wie unsere heutigen. Aber zwischen diesen, auch im besten Sinne schönen Maschinen, und unserer Zeit liegen Jahrzehnte, in denen man mit althergebrachten Schönheitsbegriffen das gesunde Gefühl des Konstrukteurs zu beeinflussen suchte.

In dem Buch von Matschok, „Die Entwicklung der Dampfmaschine“, einer groß angelegten technisch-historischen Arbeit, die jetzt vom Verein deutscher Ingenieure der Öffentlichkeit übergeben wird, hat der Verfasser in einem sehr interessanten Kapitel den Maschinenbau und die Schönheit der Maschine behandelt.

Als die Bedeutung der Dampfmaschine immer mehr hervortrat und schließlich auch die „Gebildeten“ zwang, von ihrem Dasein Kenntnis zu nehmen, erschienen diese Formen roh und ungeschliffen. Man suchte sie der Betrachtung würdiger zu machen, indem man sie mit dem Flitterkram alter Bauformen umgab. Wie ein Maskenscherz nuten uns heute diese gotischen, dorischen und jonischen Maschinen an, bei denen weder Zweck, Material noch Herstellung in der Formgebung irgendwie berücksichtigt wurden. Alle Stilarten, mit denen man öffentliche Bauten auszustatten pflegte, suchte man auch auf die Dampfmaschinen anzuwenden. Neben den genannten Stilarten finden sich auch noch maurische und sogar ägyptische Dampfmaschinen, und mit jenen Steinarchitekturen wollte man jene Forderung erfüllen, daß beim Bau der Dampfmaschine „auch in ihrem Äußeren ihre hohe wichtige Bedeutung für den Menschen und seine Werke“ ausgedrückt werden müsse.

Die Blüte der „silbollen“ Maschinen lag etwa zwischen 1830 und 1860. Diese Verzerrungen waren nicht nur in Deutschland zu Hause, auch der praktische Engländer und Amerikaner hat dieser Geschmacksverrohung Tribut zahlen müssen. Eine Zeitlang teilte der Engländer seine Schiffsmaschinen in gotische und dorische ein. Ein recht heiteres Beispiel, wie amerikanische Ingenieure eine Dampfmaschine in den 40er Jahren „silboll“ zu gestalten suchten, gibt die Betriebsmaschine der staatlichen Münzwerkstätte zu Philadelphia. Um bei der liegenden Maschine griechische Säulen anzuwenden zu können, legte man sie hoch; die „edlen“ Säulen enthielten die Rohrleitungen. Zwischen diesen Säulen wurde eine etruskische Base aufgestellt, der man ohne weiteres den praktischen Zweck nicht ansah, das Handrad des Absperrventils zu verbergen. Der Eindruck einer solchen Zusammenstellung ist sehr merkwürdig; es wirkt geradezu burlesk, im engen dunklen Maschinenraum die himmelanstrebenden Bauformen gotischer Dome angewendet zu sehen.

Im Jahre 1820 wurde von dem Berliner Industriellen Freund eine Gebläsemaschine gebaut, welche das Interesse der damaligen Fachwelt ungeheuer erregte. Werabzu muß der Anblick des gußeisernen preussischen Adlers gewirkt haben, der auf der Regulatorwelle angebracht, sich 60 bis 80 Mal in der Minute um seine eigene Achse drehen mußte.

So scherzhaft das heute erscheint, so hatte das Streben nach silbollen Formen auch für den Maschinenbau eine sehr ernsthafte Bedeutung. Zahlreiche Maschinenbrüche lassen sich auf diese schönen Formen zurückführen; außerdem war der architektonische Zierrat dazu geschaffen, Öl und Schmutz aufzunehmen und das Reinhalten der ganzen Maschine zu erschweren.

Nicht so gefährlich, aber nicht minder merkwürdig war der hauptsächlich in Amerika beliebte farbige Schmutz. Die Aus-

stellungsberichte in den 70er Jahren geben davon ergößliche Beispiele, feuerrot angestrichene Maschinenstelle mit gelben und grünen Sternen besät, galten als Schönheiten. Vor allen Dingen liebte man auch viele glänzende Teile, Ausstellungsmaschinen an vielen Stellen zu vernickeln oder gar zu versilbern war der Ehrgeiz mancher amerikanischen Firma.

Der moderne Maschinenbau hat mit diesen Ansichten aufzuräumen müssen; heute ist bei allen Konstruktionen nur der Nützlichkeitszweck entscheidend. Um Nielders Worte zu gebrauchen, ist die konsequente Zweckmäßigkeit der Formen, welche auch die leichte Herstellbarkeit umfaßt, das Kennzeichen der heutigen Maschinen. Keine unnötige Linie und kein Zierrat ist an ihnen zu finden, und jeder ihrer Teile trägt den Charakter fester Ruhe und blanker Beweglichkeit, wie er eben zu dienen hat.

Wenn es naturgemäß auch heute noch mehr oder weniger schöne Maschinen gibt, so sind doch solche Verzerrungen, wie sie vorher geschildert wurden, kaum mehr denkbar

R. W.

## Kleines feuilleton.

**Neue Rousseaubriefe.** In der „Revue des Deux-Mondes“ beginnt Philippe Godet die Veröffentlichung von 48 unbekanntem Briefen Rousseaus, die in vielfacher Hinsicht in das noch von manchem Dunkel umschattete Gefühlsleben des großen Genfers neues Licht werfen. Wir werden in jene trübe Lebenszeit seiner späteren Lebensjahre geführt, da er sich von aller Welt gehaßt und verfolgt wähnte und wie ein gekehrtes Bild von Ort zu Ort zog. Aus Grenoble, wo er kurze Zeit weilte, schrieb er an Therese Devasseur, mit der er seit mehr denn 20 Jahren zusammenlebte: „Überall habe ich die gleichen Manöver gegen mich gefunden. Überall bin ich ein Gegenstand des Hasses und des Spielzeuges des öffentlichen Gelächters; ich habe diejenigen, die mir am eifrigsten nützen zu wollen schienen, in Wirklichkeit am leidenschaftlichsten tätig gesehen, mir zu schaden, und die bei jeder anderen Gelegenheit ehrenwertesten Leute scheinen ein Vergnügen darin zu finden, sich sogleich in Schurken zu verwandeln, wenn es sich darum handelt, mich zu verraten. Ich kann mir das alles nur dadurch erklären, daß man sie selbst täuscht, indem man ihnen eintredet, es sei zu meinem Besten und zu meiner Beruhigung, wenn man mir die geheimen Manöver verbirgt, die in Wirklichkeit keinen anderen Zweck haben, als mich zugrunde zu richten und zu entehren. Mein Herz konnte nicht länger dies zerreißen Spiel ertragen.“ Mit rührenden Worten fleht er Therese an, ihn in diesen Qualen des Körpers und der Seele nicht zu verlassen, und kurz darauf hat er die Geliebte durch die Heirat als seine Frau anerkannt. „Ich war ihr das zum mindesten schuldig“, schreibt er am 30. August 1768, „für die eine fünfundzwanzigjährige Verbindung meine Achtung nur hat immer vermehren können und die sich entschlossen hat, alles Unglück, das man mir bereitet, mit mir zu teilen, um sich nicht von mir zu trennen. Da sie mich nicht verlassen will, so will ich zum mindesten, daß sie mir in Ehren folge.“

**Ueber den Semmering.** Eine verhaßt langsame Reise, wenn man sich von Stadt zu Stadt „durcharbeiten“ muß. Nach den sechs Wochen in Wien drei Wochen in Wiener Neustadt, und als nächstes Ziel Graz in Steiermark. Als fühlte ich es, daß ich jene mir liebgeordneten Stätten freier Gasfreundschaft und eines gesunden ehrliehen Menschenschlages zum letzten Mal sehe, ehe der Alltag mit seiner Fron mir die teuren Bilder verwischt, so nehme ich Abschied. Aber mir steht ja doch noch so viel Schönes bevor. Wie ich dann in den weichen Lederpolstern 2. Klasse der Südbahn lehne — die dritte war überfüllt, und die Schaffner hier in Oesterreich sind alles liebenswürdig Beamte —, da vergesse ich auch das Vorhergegangene, die wechselnden Bilder der Landschaft, die wir durch-eilen, fesseln meine Aufmerksamkeit, und eine feine Wienerin, welche das gleiche Schicksal der unfreiwilligen Luxusfahrt mit mir teilt, erheitert mit ihrem gemüthlichen Geplausch die Gesellschaft der Reisenden. Der Schneeberg, einer der interessantesten Ausflüge von Wiens berühmter Umgebung, der gestern noch seine weiße Kuppe mit frischem Neuschnee auffrischte, verschwindet von den Fensterausichten, schmutz, in sich geschlossene Dörfer ganz nord-deutschen Charakters, bewaldete Höhen, Getreide- und Weinfeld der wechseln in dem sonnigen Panorama. Qualmende Fabrikschöte in den vorüberwechselnden Ortschaften kündigen die stark entwickelte Industrie Niederösterreichs.

Immer dichter wird der Waldbestand; die ersten Ausläufer des Semmerings. Da plötzlich, mir zur rechten Hand, eröffnet sich ein herrlich großzügiges Wunder, schön, wie ich es noch nie schauen konnte: breit und mächtig spannt sich jenseits der steigenden Höhen das schöne Semmeringtal aus. An den grünen, von Tannen unterbrochenen Felsenhängen lagern sich idyllisch über die grüne Ebene hin die Häuser jener Glücklichen, denen der Vorzug ihrer Geburt oder ihres Reichthums dies Stücklein Paradies zu eigen gab.

Nun erstreckt die Bahn in kunstvoll angelegten Schleifen, bis fast 1000 Meter steigend, das Gebirge. Die Häuser in den Tälern werden immer kleiner und kleiner. Hier und da bricht ein stegreicher Sonnenstrahl durch den blaudämmenden Talgrund, streicht über die klappernden Röhren an den Waldbächen und vergoldet die Höhen. Ein eigenartiges Gefühl: so klein, so winzig klein zu sein gegen die große Natur und doch zu ihren heiligsten Winkeln die



Wege zu finden. Natur und Mensch, hier in solchen Augenblicken empfinden sie die Verwandtschaft ihres Wesens.

Zahlreiche Tunnels mit ihrem kühlen Dunkel unterbrechen die Landschaft, um in den nächsten Augenblicken ein neues Bild der Ueberraschung und des Entzückens vor die Augen zu zaubern. Raufender und romantischer wird das Gebirge; durch wild zerklüftete Felsen und überbrückte Täler, an steilen Felsengalerien entlang geht es im Sidzad zu der Höhe des Semmeringpasses. Wie eine fauchende Schlange verschwindet die Bahn in den Höhlungen der Berge, der Viadukt Krausfellaue, der Pollerwandtunnel und Abflighaben haben ein leises Wehen des Herzens verursacht, haarscharf an schwindelnden Abgründen führt das Ehrfurcht heischende Unternehmen österreichischer Ingenieure vorüber; — die Semmeringhöhe ist erreicht.

Allmählich fallend geht es wieder abwärts das Mürztal entlang bis Brud. Weit in der Ferne werden die berühmten Hochgebirge Schneeealpe, die hohe Weitsch und der gewaltige Hochschwab sichtbar. In das Murtal überleitend, sind wir in Steiermark, dem berühmten Bergland mit seiner geschichtlichen Vergangenheit und mit seinem Rosegger in der Gegenwart. An des Dichters Wohnort Krieglach fahren wir vorbei und ein freundlicher Mitreisender zeigt mir sein bescheidenes Wohnhäuschen, ganz in Tannen malerisch versteckt. Nun erst begreift man manche herbe, schöne Landschaftsstimmung in seinen Werken, hier, wo ihm die Natur zu jeder Zeit und Stunde Modell steht. Heimatkunst ist demnach auch nur das eigentliche Sein des Künstlers, dessen Liebe und Versehen mit den innersten Fasern seines Wesens in dem Boden der Heimat wurzelt.

Mürztal und Murtal, keines will an Schönheit dem anderen etwas ablassen. Graz. — Aussteigen! Ein wehmütiges Schauen auf die Fahrkarte, warum diese Herrlichkeit nicht weiter reicht. Doch, in drei oder vier Wochen werde ich wieder in dieser Bahnhalle stehen und dann: Triest — Venedig, und dann: vielleicht — Rom? Und dann . . . ?

F. N.

### Sozialwissenschaft.

Statistisches aus Rußland. In den 50 Gouvernements des europäischen Rußlands (ohne Polen und Finnland) umfaßt nach dem von der Hauptverwaltung für Ackerbau und Landorganisation vor etwa 1½ Jahren herausgegebenen Tabellenwerk der feste bäuerliche Landbesitz ein Areal von 142 725 000 Dessjatinen, d. h. 34,8 Proz. des gesamten 409 061 700 Dessjatinen umfassenden Landbesitzes dieses Teiles des Reiches. Auf den sonstigen privaten Landbesitz (die sogenannten Güter) entfielen von diesem Gesamtareal 25,7 Proz., auf den Landbesitz der Krone 35,0 Proz., und der Rest von 4,4 Proz. auf die Apanagengüter, die Kirchen, Kloster- und Stadtgüter und den Landbesitz verschiedener Institutionen. Von dem festen bäuerlichen Landbesitz von annähernd 143 Millionen Dessjatinen kamen nicht weniger als 80,1 Proz. auf den Gemeindegutsbesitz (mit periodischer Umteilung) und auf den Bauernhofbesitz (als Eigentum oder Pachtung) nur die übrigen 19,9 Proz. Die Hauptverwaltung für Ackerbau und Landorganisation berechnet nur den mittleren Betrag des aus dem bäuerlichen Landbesitz der ersten Kategorie mittels der sogenannten „Umteilungen“ für eine jede männliche Seele der berechtigten Dorfbevölkerung ausgeschiedenen „Anteils“ für das Jahr der Aufhebung des Leibeigenschaftsverhältnisses (1861) auf 5,1 Dessjatine, für das Jahr 1880 jedoch auf nur 3,8 Dessjatine und für 1900 auf gar nur 2,7 Dessjatine. Mit dem weiteren Anwachsen der Bevölkerungszahl muß die Größe des „Anteils“ natürlich immer mehr zurückgehen.

Zu diesem Bauernlande im Umfange von 143 Millionen Dessjatinen tritt freilich der vorläufig noch stetig wachsende Betrag des mit Hilfe der Bauernagrarbank angekauften privaten Gutslandes hinzu (im Jahre 1897: 12 577 300 Dessjatinen umfassend und zu Anfang des Jahres 1904 bereits 18 271 100 Dessjatinen), doch werden auch diese Landoperationen sich unmöglich für alle Zukunft als Panazee der Agrarfrage berühren können, schon weil das Angebot der hier in Betracht kommenden privaten Gutsländereien naturgemäß ein nur sehr beschränktes sein kann und voraussichtlich schon sehr bald aufhören wird.

Und nun das Anwachsen der Bevölkerung. Im Jahre 1835 wurde die Bevölkerung Rußlands auf 60 Millionen festgestellt und im Jahre 1890 (also nach 55 Jahren) berechnet man sie auf annähernd die doppelte Seelenzahl: auf 119 Millionen. Die zehnte Revision vom Jahre 1858 ergab eine Bevölkerungszahl von 74 Millionen und gegenwärtig, also nach einem halben Jahrhundert muß die Bevölkerung des Reiches auf mindestens 150 Millionen angenommen werden. Während der letzten 50 Jahre hat sich die Bevölkerungszahl somit mehr als verdoppelt. Die Bevölkerung des Reiches hat also nach Lage der gegenwärtigen sozialen Verhältnisse die Tendenz, in annähernd 50 Jahren durch inneren Zuwachs, d. h. durch den laufenden jährlichen Ueberschuß der Zahl der Geborenen über die der Gestorbenen, sich zu verdoppeln.

Als Hauptursache der hochgesteigerten Geburtenfrequenz in Rußland, als deren direkte Folge die rapide Bevölkerungszunahme sich darstellt, und als indirekte das Erstehen der „Agrarfrage“ muß bezeichnet werden die noch aus den Zeiten der Leibeigenschaft herkommende unbegreiflicherweise durch die betreffenden Staatsgesetze noch ausdrücklich geschützte Volksstille, daß minderjährige, noch im Jünglingsalter stehende Männer in den Ehestand treten. Das Gesetz bestimmt als minimales Heiratsalter für die Männer das vollendete 18. Lebensjahr und für die Mädchen das Minimalalter

von 16 Jahren. In Kaukasien aber darf bereits der 15jährige Knabe und das 13jährige Mädchen heiraten. Und der Bischof der Eparchie hat das Recht, im Einzelfalle die Heirat in noch früherem Lebensalter zu gestatten. Es darf daher nicht auffallen, daß von den 12 063 Rekruten, die während der ersten zehn Jahre nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (1871—1883) im Gouvernement Statropol (zu Kaukasien gehörig, aber fast ausschließlich von Nationaltruppen bewohnt) ausgehoben wurden, 70,8 Proz. verheiratet waren. In 12 anderen reinrussischen Gouvernements ergaben sich während derselben Zeitdauer unter den Rekruten nicht weniger als 54,0—65,5 Proz. verheiratet.

Dagegen waren in Kurland, Livland und Estland, mit nur sehr spärlicher Vertretung des russischen Elements unter den Rekruten nur 4,0 bzw. 3,2 und 2,5 Proz. Ehemänner. In den übrigen Gouvernements des Reiches zählte man unter den Rekruten 4,2 Proz. (Wilna) und 5,2 Proz. (Kowno), in allmählicher Steigerung bis auf 48,1 Proz. Verheiratete.

### Kulturgeschichtliches.

Die Einführung des Weizens in Europa. Als die ursprüngliche Heimat des Weizens wird das asiatische Hochland bezeichnet. Je nachdem die Weizenforten nun zu uns nach Deutschland gekommen sind, haben sie einen verschiedenen Charakter und auch einen verschiedenen wirtschaftlichen Wert. Der asiatische Weizen kam auf dem Landwege nach Deutschland, eingeführt auf den Wanderungen der asiatischen Völker, welche in Mitteleuropa einbrachen. Auf dieser Wanderung behielt er seinen kontinentalen und auch ursprünglichen Charakter, durch welchen sich heute noch der deutsche Landweizen auszeichnet; wetterfest und winterhart, anspruchslos in bezug auf Boden und Feuchtigkeit, schwach und kurz im Halm, gering im Ertrage, vorzüglich im Klebergehalte. Hier von unterscheiden sich wesentlich jene Weizenforten, welche über Südeuropa und Nordafrika sowie dann über Spanien, Frankreich und England nach Deutschland kamen. Diese Weizenforten haben auf ihrer langen Wanderung innerhalb von etwa 5000 Jahren ihren asiatischen Hochland- und Kontinentalcharakter eingebüßt, sind im Süden und an den Gestaden des Mitteländischen Meeres verweichlicht und im Westen, besonders in England, anspruchsvoller in bezug auf Feuchtigkeit geworden. Viele der aus Spanien und vom Mittelmeer bezogenen und in England eingebürgerten Weizenforten lassen nach einer Notiz im „Prometheus“ ihren Ursprung noch an ihrem romanischen Namen erkennen. Es ist auch wohl verständlich, daß der Weizen, welcher sich in England einbürgerte, nicht auf dem Landwege über Deutschland nach dort gekommen ist, sondern vielmehr den früher bequemeren und befahreneren Weg zu Wasser aus dem Mittelmeer genommen hat. Vermutlich werden schon die Phönizier auf diesem Wege Weizenforten nach England übergeführt haben. Diese Weizenforten nun, zu denen auch der Square-head gehört, welche vornehmlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach Deutschland eingeführt wurden, sind dadurch gekennzeichnet, daß sie gegenüber unseren Landweizenforten weniger wetter- und winterhart, anspruchsvoller an Boden und Feuchtigkeit, dagegen härter und länger im Halm und höher im Ertrage, aber geringer im Klebergehalte sind.

### Geographisches.

Die Ausreise von Pearys Nordpol-Expedition ist in Form eines Briefes an den Präsidenten des Amerikanischen Museums für Naturgeschichte gemeldet worden. Das in der Wochenchrift „Science“ veröffentlichte Schreiben heißt in Uebersetzung: „Wir verlassen heute (16. Juli) Sydney (Neuschottland) nach Norden zu. Ich werde nordwestlich durch den Golf von St. Lorenz durch die Straße von Velleisle gehen, dann längs des südlichen Teils der Labrador-Küste nach der Westküste Grönland in der Gegend von Godhab, weiter längs der Westküste durch die Davies-Straße und Vaffin-Bai (Melville-Bai) zum Kap York, das, wenn alles gut geht, ungefähr den 1. August erreicht sein dürfte. In der Gegend zwischen Kap York und Etah werde ich etwa 10 Tage zu tun haben, um meine Eskimos mit ihren Sunden an Bord zu nehmen und Walrosse für meinen Fleischvorrat zu jagen. Um die Mitte August wird der „Roosbeelt“, nachdem sein Vorrat durch den Hilfsdampfer „Erik“ vervollständigt und ein Kohlendepot in Etah niedergelegt ist, von dem Hilfschiff, das wieder nach Süden geht, Abschied nehmen. Ich werde bestrébt sein, den „Roosbeelt“ durch die Kane-Bai, den Kennedy-Kanal und den Robeson-Kanal bis zu einem Winterquartier am Kap Sheridan an der Nordküste des Grant-Landes hindurch zu bringen. Ich hoffe, dort nicht später als am 15. September einzutreffen. Früh im Februar 1909 werde ich das Schiff mit Sunden und Schlitten verlassen, um den Pol quer über das Eis des Zentralen Polarmeres zu erreichen. Die Rückkehr werde ich wahrscheinlich nach der Nordküste von Grönland richten, um längs dieser zum „Roosbeelt“ zurückzufahren, was Ende Juni 1909 geschehen sollte. Wenn die Schlittenreise erfolgreich ausfällt, wird der „Roosbeelt“ gegen Ende Juli seinen Weg südwärts zu machen suchen, und ich würde dann schon im September oder Oktober 1909 wieder in Verbindung mit der Welt gelangen. Sollte die Bemühung im Frühjahr 1909 erfolglos sein, so habe ich Vorräte und Ausrüstung für ein zweites Jahr und würde dann einen neuen Vorstoß im Februar 1910 unternehmen.“